

(Nachdruck verboten.)

93]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen überfetzt von Leopold Rosenzweig.

Der Kleine hatte einen leichten Schrei ausgestoßen und lachte nun schon wieder. Ein Mädchen von vier Jahren kam herbeigeläufen, mit ausgebreiteten Armen, als ob sie ihn nehmen und forttragen wollte.

„Willst Du ihn wohl in Ruhe lassen, Mariette!“ rief Josine. „Dein kleiner Bruder ist nicht dazu da, daß Du eine Puppe aus ihm machst!“

Mariette protestierte und sagte, daß sie brav sei. Josine küßte sie und sah Lucas an, und beide lächelten glücklich über dieses kleine Volk, das ihrer Liebe entsprossen war. Suzanne führte eben zwei andre Blondköpfe herbei, Helene und Berthe, ein Zwillingpaar von vier Jahren, ebenfalls die Enkelinnen Lucas' und Josines. Es waren die Kinder ihrer zweiten Tochter Pauline, die sich mit André Follivet vermählt hatte, den sein Großvater, der Präsident Gaume, nach dem tragischen Tode des Hauptmanns und dem Verschwinden seiner Mutter Lucile zu sich genommen und erzogen hatte. Lucas und Josine hatten von ihren Kindern drei bereits verheiratet: Gilaire, Thérèse und Pauline, während zwei, Charles und Jules, verlobt waren.

„Und diese Kleinen da vergessen Sie?“ rief Suzanne heiter.

Die Zwillinge warfen sich Lucas, den sie vergötterten, um den Hals; Mariette kletterte an seinen Beinen hinauf, und auch der ganz Kleine, Olivier, streckte seine Händchen aus und schrie zappelnd so lange, bis der Großvater ihn zu sich emporhob.

„Nun fehlt nur noch,“ lachte Lucas, „daß Sie Maurice herbeiholen, Ihre Nachtigall, wie Sie ihn nennen, dann wären es ihrer fünf, die mich zerreißen würden. Mein Gott, was wird das werden, wenn es ihrer erst Duzende sind!“

Er stellte die Zwillinge und Mariette, die rosigen, blau-äugigen Blondköpfe, zur Erde, nahm den kleinen Olivier und schwang ihn hoch in die Luft, so daß er laute Schreie des Entzückens anschnitt. Dann setzte er ihn wieder in sein Stühlchen.

„Nun heißt es wieder brav sein, Kinder. Ich kann nicht immer mit Euch spielen, ich muß mich auch nach den andern umsehen.“

Von Soeurrette geführt, von Josine und Suzanne gefolgt, setzte er seinen Rundgang fort. Ein köstlicher Reiz lag über diesen Heimstätten der kleinsten Kindheit, mit ihren weißen Mauern, ihren weißen Wiegen, ihren rosigen Kindern in weißen Linnen, ihren von hellem Tageslicht durchfluteten Räumen. Auch hier rieselte überall das Wasser, man spürte seine erquickende Frische, man hörte sein leises Rauschen, seiner kristallinen Flut war die Sauberkeit zu danken, von welcher alle Gegenstände erglänzten. Ueberall herrschte Heiterkeit und Gesundheit. Wenn auch hier und da klagendes Weinen aus einer Wiege erscholl, so hörte man doch hauptsächlich nur das reizende Stammeln, das silberne Lachen der Kinder, die schon gehen konnten und den Raum mit ihren hin- und herkrabbelnden kleinen Gestalten erfüllten. Spielzeuge, ein andres kleines, stummes Volk von naiver Komik, Puppen, Hampelmänner, hölzerne Pferde und Wagen lagen und standen überall umher. Sie waren das Eigentum aller, der Knaben wie der Mädchen, die alle zu einer Familie vermengt waren, die von zartester Kindheit an mit einander als Geschwister aufwuchsen, um dann Mann und Frau zu werden und Seite an Seite bis zum Grabe ein gemeinschaftliches Dasein zu führen.

Oft hielt Lucas an und rief aus: „O, der hübsche Junge! O, das hübsche Mädchen!“ Aber er hatte sich geirrt, der Junge war ein Mädchen, oder umgekehrt.

„Wie,“ sagte er, vor einer Wiege stehen bleibend, „wieder ein Zwillingpaar? Was für süße Kinder, und wie ähnlich einander!“

„Nicht doch, nicht doch!“ lachte Soeurrette. „Das ist ein kleines Mädchen, dem der kleine Junge von nebenan einen

Besuch macht. Sowie sie nur so weit kriechen können, findet man oft drei oder vier bei einander, sich umschlungen haltend.“

Alle lachten fröhlich über diese schöne Saat der Liebe und Zärtlichkeit, die da im Keimen begriffen war. Suzanne, die zuerst lebhafteste Befürchtungen, ja sogar starken Widerwillen gegen die gemeinsame Erziehung und den gemeinsamen Unterricht beider Geschlechter gehegt hatte, war nun voll Bewunderung über die erreichten prächtigen Resultate. Die Knaben und Mädchen, die man früher wohl bis zum Alter von sieben oder acht Jahren zwanglos miteinander hatte verkehren lassen, die man aber dann trennte, und zwischen denen man eine unübersteigliche Mauer aufrichtete, waren jedes in Unkenntnis des andern aufgewachsen, waren Fremde, Feinde geworden, zwischen denen der Geschlechtstrieb brutal hervorbrach, wenn in der Hochzeitsnacht das Weib dem Manne ausgeliefert wurde. Ihre Geistesentwicklung bewegte sich auf abweichenden Linien, das Geheimnis stachelte die sinnliche Begierde, der Mann verlangte ungestüm nach dem Weibe, das Weib wehrte heuchlerisch ab, ein unablässiger erbitterter Kampf herrschte zwischen zwei feindlichen Geschöpfen mit verschiedener Gedankenwelt und entgegengesetzten Interessen. Und heute sah Suzanne überall bei den jungen Paaren einen glücklichen Frieden, eine enge Gemeinschaft der Geister und der Herzen, die Vernunft, die Eintracht, die Geschwisterlichkeit in der Liebe. Aber besonders war sie freudig erstaunt über die guten Erfolge der Geschlechtervereinigung in den Schulen selbst, die eine neue Art von Wetteifer bei den Kindern erweckte, die Knaben sanftmütiger, die Mädchen thatkräftiger machte, sie durch vollkommene gegenseitige Durchdringung, durch freies, unbefangenes gegenseitiges Erkennen darauf vorbereitete, dereinst an eignen Herde vollkommen untereinander zu verschmelzen, nur mehr eine Seele und ein Körper zu sein. Das System war nun lange erprobt, es war kein einziger Fall der so sehr gefürchteten sinnlichen Reizung vorgekommen, das moralische Niveau hob sich im Gegenteil, und es war eine Freude, die Knaben und Mädchen freiwillig den Unterricht aufsuchen zu sehen, der von höchstem Nutzen für sie war, dank der jedem Kinde gewährten Freiheit nach eigener Wahl zu seinem künftigen Besten zu arbeiten.

„Die Verlobungen finden schon in der Wiege statt,“ sagte Suzanne lächelnd, „und dadurch werden Ehescheidungen vermieden, denn sie kennen einander zu gut, um sich leichtsinnig zu vereinigen. — Nun, lieber Lucas, die Erholungsstunde ist da, hören Sie nun meine Kleinen singen.“

Soeurrette blieb bei ihrem kleinen Volke, da die Badezeit gekommen war, während Josine sich in ihre Schneiderwerkstatt begeben mußte, wo viele kleine Mädchen mit Freunden die Erholungsstunde verbrachten, um das Kleidermachen für ihre Puppen zu erlernen. So folgte Lucas allein Suzannens durch den langen Gang, auf welchen die Schulzimmer mündeten.

Die Schulen waren eine ganz kleine Welt für sich geworden. Man hatte die Klassen teilen, sie in großen Räumen unterbringen und ebenso die Nebengebäude erweitern müssen, die Turnhallen, die Lehrwerkstätten, die Gärten, wo die Kinder alle zwei Stunden sich frei herumtummeln durften. Nach einigen tastenden Versuchen war die Unterrichts- und Erziehungsmethode nun eine feststehende, und der freie Unterricht, der das Lernen anziehend machte, indem er dem Kinde seine Individualität ließ und keine andre Leistung von ihm verlangte, als deren es auf dem von ihm zwanglos gewählten Gebiete fähig war, erzielte wunderbare Resultate, bereicherte die Stadt jedes Jahr mit einer neuen, größerer Wahrheit und Gerechtigkeit fähigen Generation. Das war die treffliche, die einzige Art, das Nahen der Zukunft zu beschleunigen, Menschen heranzubilden, die, von kühneren Dogmen befreit, in Anschauung der Wirklichkeit herangewachsen, nur das wissenschaftlich Bewiesene, unumstößlich Feststehende glaubend, im Stande waren, den besseren und vollkommeneren Zustand der Menschheit zu verwirklichen. Heute schien es ebenso natürlich als erprießlich, nicht mehr eine ganze Klasse unter die Fuchtel des Lehrers zu beugen, der seinen persönlichen Willen fünfzig Schülern mit fünfzig verschiedenen Gehirnen und Seelen aufzwingen will. Es schien ganz natürlich, bei diesen

Schülern bloß die Wißbegierde zu erwecken, sie dann in ihren Entdeckungen zu leiten und die individuellen Fähigkeiten zu entwickeln, die sich bei jedem kund thaten. Die fünf Klassen waren dergestalt Experimentierstätten geworden, wo man die Kinder allmählich das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchstreifen ließ, nicht um ihnen dieses Wissen in unverständlichen Mengen einzufößen, sondern um in jedem durch die Berührung damit die eignen Geisteskräfte zu wecken, damit es sich das ihm Angemessene zu eigen mache, und besonders damit es in der Lage sei, sich für dasjenige engere Gebiet zu entscheiden, zu dem es sich hingezogen fühlte. So wurden die jungen Hirne entwickelt, jedem kinde die Wahl aus der Unermeßlichkeit des Wissens ermöglicht und in natürlicher Weise alle seine geistigen Fähigkeiten und seine Thatkraft derjenigen Aufgabe zugeführt, für die sie am besten geeignet waren. Und dies dank der Annehmlichkeit des Lernens, dank der gesunden, erspriechlichen Freiheit, dank den zahlreichen Stunden der Erholung und körperlichen Kräftigung, die in die Lehrzeit eingeschoben waren.

Lucas und Suzanne mußten noch ein wenig warten, bis die Unterrichtsstunde beendet war. Von dem Verbindungsgange aus, den sie langsam durchschritten, konnten sie Blicke in die großen Klassenräume werfen, wo jeder Schüler an seinem eignen Tischchen saß. Man hatte das System der langen Bänke verlassen und gab den Kindern dadurch, daß jedes seinen eignen Platz hatte, das Gefühl der Selbstständigkeit. Welchen fröhlichen Anblick boten diese dem Zufall nach durcheinander gemengten Knaben und Mädchen! Und mit welcher gespannten Aufmerksamkeit folgten sie den Worten des Lehrers, der durch die Reihen von einem zum andern ging, seinen Vortrag im Plauderton hielt und häufig Gegenreden hervorrief! Da es weder Strafen noch Belohnungen gab, befriedigten die Schüler ihren erwachenden Ehrgeiz in dem Wettstreit, zu zeigen, wer am besten begriffen hatte. Oft erteilte der Lehrer das Wort denjenigen, von denen er sah, daß sie den Gegenstand schon beherrschten, und der Unterricht erhielt so den unterhaltenden Charakter einer immer wieder erneuten Diskussion. Mit den verschiedensten Mitteln wurde der einzige Zweck verfolgt, das Lernen zu verlebendigen, es vom toten Buchstaben der Bücher unabhängig zu machen, es mit der warmen Wirklichkeit zu verknüpfen. Daraus entstand bei den Schülern die Freude am Wissen und Erkennen, und die fünf Klassen entrollten ihnen die Gesamtheit des menschlichen Wissens als das ergreifende Schauspiel der wirklichen Welt, die jeder von uns kennen muß, wenn er darin thätig und glücklich sein will.

Fröhliches Lärmen erscholl, die Erholungsstunde war da. Alle zwei Stunden ergoß sich die junge Schar in die Gärten, und man mußte sehen, wie das laut und übermütig aus den Schulzimmern hinausdrängte, wie Knaben und Mädchen als gute Freunde sich miteinander gesellten! Man fand sie überall beisammen, die Spiele wurden ohne Rücksicht auf das Geschlecht veranstaltet, einige begnügten sich, fröhlich miteinander zu plaudern, andre begaben sich in die Turnhalle oder in die Lehrwerkstätten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schlangenjagd.

In Deutschland und Deutsch-Oestreich kommen 7 Schlangenarten vor: *Vipera ammodytes*, die Sandvipere — *Pelias berus*, die gemeine Kreuzotter — *Pelias prester*, die schwarze Kreuzotter — *Coronella laevis*, die Schlingenschlange — *Coluber Aesculapii*, die Aesculapyschlange — *Tropidonotus natrix*, die Ringelnatter und *Tropidonotus tessaratus*, die Würfelnatter. Giftig sind von diesen nur die drei ersten, und ihnen gilt für gewöhnlich auch nur die professionelle Schlangenjagd, da es für die Wissenschaft und das praktische Leben natürlich ein großes Interesse bietet, den Beißapparat, die Giftdrüsen und die chemische Natur des Schlangengifts kennen zu lernen, um prompt wirkende Mittel gegen die lebensgefährliche Vergiftung ausfindig zu machen.

Die Sandvipere und die von manchen als eine Abart derselben angesehene *Aspidovipere* sind keineswegs, wie vielfach geglaubt wird, auf die südlichsten Zipfel des deutschen Sprachgebiets beschränkt, sondern finden sich auch in Lothringen, in der Pfalz und im südlichen Bayern, und sie sind schon dadurch eine Gefahr, daß sie sich chamäleonartig der Farbe des Bodens anpassen und man sie nur selten eher bemerkt, als ein Rencontre mit der Schlange unvermeidlich ist. Wenn man die Kreuzotter nun auch dank ihrer dunkleren Färbung viel leichter erkennt, so ist dafür auch ihr Verbreitungsgebiet ein ungleich größeres.

Sie ist in den meisten Teilen Europas heimisch und steigt auf den Alpenmatten bis über 2000 Meter in die Höhe; insbesondere in Deutschland giebt es nur wenige Gegenden, und zwar felsamerweise nicht im kalten Norden und Osten, sondern in den warmen Bezirken auf beiden Ufern des Rheins, wo sie nicht schon nachgewiesen worden wäre.

Nächst den nach Süden gelegenen Bergabhängen, wo Wurzeln, Steine und Geröll ihr stets gelegenen Unterschlupf bieten, sucht die Kreuzotter sogar mit Vorliebe Moorregionen auf, wenn sie nur daneben Gelegenheit hat, sich reichlich im Trocknen zu sonnen, wobei sie ihr Lager nie weit von ihrer Wohnung ausschlägt, als welche ihr ein Maulwurfsloch oder sonst eine Höhlung unter Wurzeln und Steinen dient. Sie hat so gewissermaßen ihren festen Standplatz. Auf einer bergigen Steinhalde lagen so einmal die Reptile ihr schläfriger Ruhe in den Strahlen der prallen Mittagssonne, schneckenförmig zusammengerollt, ohne sich, trotzdem ich mich bis auf wenige Schritte leise näherte, auch nur im mindesten zu rühren, und dieser passiven Ruhe, welche die Schlangen tagsüber beobachten, ist es zu danken, daß der Wanderer, wenn er nicht mit geübtem Blick die von den Tieren bevorzugten Orte mustert, verhältnismäßig selten eines zu Gesicht bekommt, obwohl er gewiß schon Duzende Male dicht daran vorbeigegangen ist.

Ganz anders sah die Scene aus, als ich einmal an einem herrlichen warmen Vollmondabend im September über dieselbe Steinhalde schritt. Die Tiere waren wie verwandelt; in emsiger Bewegung suchten sie ihre Reviere ab, und ob es nun die Gesichtswahrnehmung oder das Gehör oder vielleicht beides war, welches ihnen unsre Anwesenheit verriet, jedenfalls gelang es nicht, auf näher als fünf bis sechs Schritt heranzukommen, ohne daß sich die Schlangen aufrichteten und mit leisen Bissen Front machten.

Zur Pürsche wählte der Schlangenfänger natürlich am liebsten die Mittagstunden klarer Tage. Sein Jagdgerät besteht dabei in nichts anderem als einem langen Stod, auf dessen einem Ende ein lyraförmig gebogenes Stück starken Drahtes montiert ist und einem botanistertrommelartigen Behältnis zur Aufbewahrung der Gefangenen oder wenn er dieses nicht bei sich führt, ein einfaches Säckchen aus starker Leinwand. Die Annäherung an die zusammengerollten Schlangen darf nicht von der Sonnenseite, sondern muß von rückwärts erfolgen, da der Schatten des Angreifers andernfalls vorzeitig das Tier alarmiert. Wenn dann der Jäger, der übrigens immer die Vorsicht braucht, das daneben liegende Terrain auf die etwaige Anwesenheit einer zweiten Schlange zu prüfen, sich auf die Länge seines Fangstods genähert hat, erregt er ein Geräusch oder stampft heftig auf den Boden auf, worauf die Schlange sofort den Kopf hebt, um nach der Ursache der Störung zu fahnden. In diesem Augenblicke legte sich aber auch schon die Hohlkehle der lyraförmig gebogenen Gabel um die Halsgegend des Tieres, wenn man von einer solchen bei den Schlangen überhaupt sprechen kann, womit aber nur die Partie unmittelbar hinter dem Kopfe bezeichnet sein soll, und drückt das völlig überraschte Reptil blüßschnell zu Boden. Unfähig, den Kopf zu rühren, und auch nur die geringste Weisbewegung zu machen, peitscht nun die Schlange in rapiden Bewegungen, deren Anblick nichts für nervenschwache Personen ist, den Boden, bis der Fänger des Schwanzendes habhaft wird und an diesem die Schlange in die Höhe hebt, deren Kopfende er aus der Gabel losläßt. Diese Prozedur, die bei den Uneingeweihten stets Entsetzen und Angst für das Leben des Jägers erregt, ist völlig ungefährlich; denn die Schlange, die sich natürlich bemüht, nach der sie festhaltenden Hand zu beißen, müßte ganz unnatürliche Muskelkräfte haben, um sich frei hängend bis zur Hand, die sie hält, aufzurichten. Thatsächlich gelingt es ihr nie, die halbe dazu erforderliche Höhe zu überschreiten, und der Jäger ist, wenn er nur die Schlange weit genug vom Leibe mit gestrecktem Arme festhält, völlig in Sicherheit. Er ergreift nun das Säckchen, dessen Öffnung er freilegt und etwas hebt und läßt die Schlange, die augenscheinlich an nichts andres denkt, als sich zu vertriehen, in ihr Gefängnis hineinschlüpfen.

Um mehrere Schlangen ohne Gefahr einsperren zu können, dient das schon erwähnte blecherne Behältnis von der Form einer Botanistertrommel; dieses hat an beiden schmalen Enden durch Schieber verschließbare Öffnungen, ist in der Mitte durch eine Zwischenwand in zwei Hälften getrennt, deren Kommunikation durch einen Schieberverschluß gesperrt und geöffnet werden kann. An den Seitenwänden befinden sich Scheiben aus Glimmer, durch die man sich von dem Treiben der höchst unruhigen Tiere überzeugen kann. Die ganze Vorrichtung dient dazu, wenn sich schon mehrere Schlangen in Gefangenschaft befinden, mit Hilfe der Vorlammer einen neuen Häftling sicher einsperren zu können, ohne daß die andren Fluchtversuche machen können.

Der gewandteste Schlangenjäger ist natürlich nie sicher, doch einmal gebissen zu werden, und muß Mittel bei sich führen, einen Schlangenbiß, gegen den es noch immer kein sicheres Mittel giebt, nach Möglichkeit unschädlich zu machen. Diese Mittel sind erstens eine oder mehrere starke Violinfaiten, welche oberhalb der Bißwunde, d. h. näher am Herzen, so fest angelegt werden, daß sie fast ins Fleisch schneiden, womit die Blutcirkulation und die Weiterverbreitung des Schlangengiftes in den Gefäßen verhindert wird; ferner ein scharfes sauberes Messer zum tiefen Einscheiden und kreuzweisem Aufschlitzen der dann sicher ausblutenden Wunde, und endlich eine tüchtige Flasche voll schwerem Alkohol, d. h. irgend einem starken Schnaps wie Rum, Vrak, Korn und ähnliche Getränke, der rückwärts

los, ohne vor einem etwaigen Kauf zurückzuschrecken, getrunken werden muß und das beste Gegenmittel bildet, um der drohenden Herzlähmung entgegen zu wirken.

Das Verhalten der Schlangen ist in jedem Falle unberechenbar; es kommt vor, daß Unkundige Kreuzottern fangen, in der Meinung, ein ungiftiges Reptil vor sich zu haben, mit der unheilvollen Bestie spielen, sie freilassen, wieder einfangen und sonst allerhand Alotria treiben, ohne daß sie zu beißen versucht; in andern Fällen habe ich beobachtet, daß Kreuzottern schon aus der Entfernung von 5 oder 6 Schritt auf harmlos grasende Haustiere losgegangen sind.

Dr. Th. Adler.

### Kleines Feuilleton.

**r. Aktienvertrieb.** Der Chef des Bankhauses sah in seinem Privatbureau vor dem Schreibtisch, als der Prokurist, ein hagerer Mann mit verlebten Gesicht, eintrat.

Der Prokurist verbeugt sich einmal, zweimal, dreimal. — Schließlich, als der Brotherr gar nicht Miene macht, sich umzudrehen, fängt der Untergebene zaghaft an, seine Anliegen vorzutragen.

„Von der Börse sind die ersten Kurse gemeldet worden — Bankaktien sehr flau. Kredit dreieinachtel.“

Der Chef sieht den andern an, als überlegte er etwas, endlich fragt er:

„Kredit — wie — sind?“

„Dreieinachtel.“

Die Stimme des Herrn wird plötzlich erregt und bekommt einen weinerlichen Ton.

„Ich meine — sie schlossen doch gestern acht. Ich meine — das ist ja fürchtbar!“

Er wischte sich die Stirn, obwohl kein Tröpfchen Schweiß darauf sichtbar war.

„Man erzählt sich, die A.-Gesellschaft soll zusammengebrochen sein,“ fügt schein, als schäme er sich seiner Nachricht, der Prokurist hinzu.

Der Chef ist aber wie umgewandelt; er reißt sich vergnügt mit den Handflächen die Oberschenkel:

„Seh'n Sie? Seh'n Sie? Das weiß ich doch schon lange. Sind wir denn wenigstens unsren Bestand los?“

„Herr Neuter, wir sind mit tausend Mark hängen geblieben. Herrn Mönchberg haben wir die andern Aktien ja — na, wie soll ich sagen? — angebrocht. Der hat jetzt 15 000 Mark im Depot.“

„Angebrocht — sehr gut! — Sagen Sie — Mönchberg — das ist der Lehrer?“

Der Hagere nickt.

„Sehr wohl.“

„Ich meine — hm ja — wir wollen ihm doch den Rest auch nicht vorenthalten. Er wollte ja was zur Kapitalsanlage empfohlen haben. Schreiben Sie ihm nur, wir haben ihm gestern bei dem billigen Kurs tausend Mark zugelaufen. Der versteht doch von dem Börsenrummel nichts.“

Der Prokurist stand bereits wieder an der Thür und wollte auf die Klinke drücken.

„Ja — ich meine — kommen Sie noch mal her. Wir müssen mein ich, das Personal reducieren.“

Schlichtern blickte der Beamte zu Boden.

„Wir haben schon jetzt nicht mehr viel, Herr Neuter. Ich meine —“

Herr Neuter war wütend.

„Ach Sie — mit Ihrem ewigen „ich meine“! Wo soll denn bei der schlechten Zeit all' das Geld herkommen? Ich meine — einer ist ganz gut zu entbehren; — wir können ja ein paar Lehrlinge dafür nehmen. Der eine Buchhalter — na, der mit'm Spitzbart, wie heißt er doch?“

„Bürger —“

„Ja, — Bürger. Das ist doch der, der Zulage wollte.“

„Sehr wohl. Er will gern heiraten.“

Geringfügig zuckte der Chef mit den Augen:

„Jetzt heiraten? Ist ja unverschämt. — Er kann also gehen, — wenn sich's machen läßt. — Und die Briefe zur Unterschrift — recht bald. Den wegen der Aktien besonders.“

Der Prokurist bildete sich hinaus, gab dem Korrespondenten Bürger, einem lustigen jungen Menschen, die nötigen Befehle, ohne ihm den trüben Blick in die Zukunft zu gönnen. — Währenddessen betrachtete sich der Herr des Bankhauses andächtig im Spiegel und suchte lange vergeblich nach einem grauen Haar auf seinem Pomadenhaupt.

Plötzlich stürzte ein alter, bärtiger Mann, unscheinbar in Kleidung und Wesen, atemlos die Treppe herauf und verlangte in abgerissenen Worten den Chef zu sprechen.

Der Prokurist hörte im Nebenzimmer das laute Sprechen und berichtete schleunigst seinem Brotherrn, Herr Mönchberg wäre da, — „wahrscheinlich wegen der Aktien.“

„Neben Sie mit ihm“; entschloß sich hastig der Chef, „ich meine — Sie wissen ja Bescheid.“ Die Stimme klang wieder weinerlich. Dann nahm er schleunigst Cylinderhut und Stock und verschwand durch eine Seitenthür.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, wurde schon Herr Mönchberg hereingeführt und warf sich, entsetzlich hustend in einen Sessel.

Hinter ihm — auf den Zehen — trat Bürger ein und legte eine Anzahl noch frischer Briefe auf den Schreibtisch, um sich leise wieder zu entfernen. Der Prokurist stand am Fenster und mußte eben so wenig wie sein Herr vorhin, was er dem Kunden eigentlich sagen sollte.

Aber bald hatte Herr Mönchberg sich etwas erholt, er schöpfte Atem und legte dann los:

„Wissen Sie — ich komme eben von der Börse —; ein Freund hat mich auf den Krach aufmerksam gemacht! — Mein Geld! Meine ganzen Ersparnisse! — Ich bin ein alter Mann! — Und Herr Neuter ist daran schuld! Auf seinen Rat —! Das war ja der reine Betrug!“

Der Stellvertreter warf sich in Positur, als gälte es durch Mut und Stolz dem Feinde Furcht einzusößen. „Ich meine — seien Sie ein bißchen vorsichtig mit Ihren Worten! Wir können doch nichts dafür, daß Ihre Aktien heruntergehen? Wir verlieren selbst genug! Außerdem braucht das Gerücht von dem Zusammenbruch gar nicht wahr zu sein!“ Der Kunde sah eine ganze Weile, ohne recht hinzuhören; allmählich aber fingen seine Augen an, unruhig umherzugehen. —

Plötzlich sah der Prokurist mit Schrecken, daß der Brief über die „angeborenen“ Aktien oben auf lag; wie ein Geier stürzte er sich darauf, ihn beiseite zu bringen, aber der Lehrer blickte, durch die wilden Bewegungen aufmerksam gemacht, ebenfalls hin und sprang hinzu, als er seinen Namen sah. Der Prokurist griff zu, Mönchberg riß ihm aber den Brief aus der Hand:

„Das ist ja ein unerhörter Schwindel!“

„Was fällt Ihnen denn ein? — Uebrigens — einen Augenblick, bitte!“ Der Prokurist öffnete die Thür und rief hinaus: „Herr Bürger, der Brief an Herrn Mönchberg hier ist Unfug! Ich verstehe gar nicht, wie Sie darauf gekommen sind! Sie scheinen zu schlafen!“

Ganz verdukt suchte sich der junge Mensch stotternd zu entschuldigen:

„Aber Sie haben mir doch selbst befohlen —“

„Sie haben geschlafen, sage ich! — Ich meine — Sie haben nicht zu widersprechen! Die Geschichte wird noch ein Nachspiel für Sie haben — — Herr Mönchberg — es thut mir leid — ich muß schleunigst zur Börse!“

Er war bereits an der Thür.

„Aber Herr — Herr — ich muß doch wissen —“

„Sie hören, ich habe keine Zeit. Ich meine — kommen Sie nachmittags wieder. Adieu.“

Damit war er zur Thür hinaus. —

### Sprachwissenschaft.

— **Etymologie von Tiernamen.** Die Tiernamen sind zum größten Teile von Haus aus nicht etwa wirkliche Tierbezeichnungen, sondern Adjektiva und Participia allgemeinsten Art. Die Indier nannten, schreibt die „Köln. Zig.“, den Elefanten den „Zahnhabenden“, den Löwen den „Haar(Mähne)habenden“, die Griechen nannten den Hasen neben dem üblichen Namen Lagos auch „ptox“, d. h. das Tier, das sich „duckt“, die Römer den Affen simia, den „Aehnlichmacher“, den Nachmacher. Manches Tier giebt verschiedenen Völkern verschiedene Anlässe zur Benennung: die Griechen, die ein besonders stark entwickeltes Empfinden für den „bösen Blick“ hatten, haben diese Eigenschaft bei der Schlange in zwei verschiedenen Wörtern hervorgehoben: sie nannten sie einmal „ophis“ und das andre Mal „drakon“. Beide Wörter bedeuten nichts andres als „die Blendende“. Hier liegt offenbar eine Art von kindlichem Euphemismus vor: man wollte nicht sagen: die „häßlich“ Blendende und rechnete darauf, daß das Volkswußtsein immer das „häßlich“ stillschweigend mitverstehen werde. Die Römer sagten für Schlange „serpens“ und „anguis“. Hier liegt eine von der griechischen ganz und gar verschiedene Naturauffassung zu Grunde. Denn serpens heißt zunächst nichts andres als „die Kriechende“. Mit Recht fragt man wieder, ob die Schlange kein besseres Merkmal zu ihrer Benennung liefern konnte als das Kriechen. Warum nannte man die Schnecke nicht „die Kriechende“? Das andre Wort aber, anguis, geht auf einen ganz neuen Vorstellungskreis zurück; es bedeutet „die Würgende“, sagte also das Bild des Tiers, wie es sich atemberaubend um den Hals des Menschen schlingt. Auch das greift wieder tief in das Volkswußtsein zurück: dieselbe Bedeutung, welche für die Griechen der „böse Blick“ hatte, gewann für die Römer die Vorstellung des „Würgens“. In andern Tiernamen hat die Sprache allgemein von vornherein jenes Merkmal erfasst, das auch uns heute noch als das wesentlichste erscheint. Sowohl Griechen und Römer haben für das Hind dieselbe Bezeichnung, die nichts als das „Brüllende“ bedeutet.

Es giebt auch ganz summarische Bezeichnungen, die eine ganze Masse der verschiedensten Tiere in sich begreifen. Wir sagen: die Nachtigall „schlägt“, der Hahn „gackert“, der Hund „bellt“. Die indogermanischen Sprachen aber fassen alle diese und etliche andre Tiere unter dem gemeinsamen Merkmal des „Tönens“ zusammen. Die Wurzel can, welche „Singen“ heißt, erscheint z. B. in luscinia Nachtigall, eigentlich lux-cania, d. h. die im (Vorgen) Licht singende. Zur selben Wurzel gehört auch ci-conia oder conia der Storch, ferner can-is der Hund.

### Biologisches.

Ht. Heber „das Malaria-Problem vom zoologischen Standpunkt“ sprach in der Montags Sitzung des B u n d e s

**Internationalen Zoologen-Kongresses der italienische Forscher Grassi:** Den Keim der Malaria suchte man früher in der schlechten Luft der sumpfigen, von Fiebern heimgeführten Gegenden, wovon ja auch der Name Malaria (wörtlich: schlechte Luft) herrührt. Man glaubte, daß im sumpfigen Boden solcher Gegenden organische Stoffe beständig zerlegt und dadurch gasförmige Substanzen, Sumpfmiasmen, gebildet würden, die auf den Körper der Bewohner schädlich einwirkten. Sehr häufig würden Leute, welche während der Nacht im Freien blieben, vom Fieber befallen, weshalb man die Nacht für die Entwicklung der Miasmen für besonders günstig hielt. Aber zweifellos ist diese Anschauung falsch; nicht gasförmige oder flüchtige Stoffe, sondern kleine Lebewesen sind die Erreger der Malaria-Erkrankungen. Im Blute der Kranken sind solche Lebewesen nachgewiesen, während der Boden durchaus frei davon ist.

Die weiteren Studien, namentlich auch die des Prof. Grassi, haben vollständige Aufklärung über das Problem geschaffen. Danach kann die Malaria nur durch den Stich einer ganz bestimmten Stechmücke verbreitet werden, und zwar muß der Erreger der Malaria eine sehr merkwürdige Entwicklung durchmachen; er muß zunächst von der Mücke durch einen Stich vom Menschen aufgenommen werden und kann nur im Leibe der Mücke zur Entwicklung kommen, worauf er wieder auf den Menschen übertragen wird. Also vollständige Verhinderung des Stiches der Stechmücken gewährt auch absoluten Schutz vor der Malaria.

Die besondere Stechmücke, durch deren Stich allein Menschen infiziert werden können, führt den Namen *Anopheles clavipes*; sie ist auch für den Laien durch die besondere Art der Krümmung ihres Hinterleibes leicht erkennlich, so daß die Hoffnung auf fast gänzliche Beseitigung der Malaria begründet erscheint.

Professor Grassi sprach die Vermutung aus, daß auch das gelbe Fieber auf einem ähnlichen Erreger beruhe, wenn auch die besondere Art der Stechmücke, die ihn zur Entwicklung bringe, noch nicht ermittelt sei. Dagegen war er ganz zuversichtlich in Bezug auf die Beseitigung der Malaria, welche sich in seinem schönen Vaterlande, in der Umgegend von Rom, noch so schrecklich haust und so zahlreiche Opfer fordert. In wenigen Jahren, meinte er, würden die Besucher Italiens Landstriche, die jetzt aus Furcht vor der Malaria wüst bleiben, angebaut und fruchtbar finden. Wir zweifeln daran; gewiß ist die Macht der Wissenschaft groß. Aber die Ausbarmachung ihrer Erkenntnisse verlangt ein Menschenmaterial, wie es das gemehrte ländliche Proletariat Italiens nicht darstellt. Für Leute, die nicht lesen und schreiben können, dringt die Wissenschaft umsonst weiter vor. Der Kapitalismus führt Not und Elend als notwendige Begleiterscheinungen mit sich; deshalb können unter ihm wohl die Vorbedingungen zur Beseitigung der Krankheit, ihre Ursachen, erforscht werden, die Beseitigung selbst aber kann erst einer ferneren Zukunft gelingen. —

**Aus dem Tierleben.**

— **Grabwespen.** Im „Verein für Naturw. Unterhaltung“ zu Hamburg sprach Dr. Wagner unlängst über Grabwespen. Der „Hamb. Korresp.“ berichtet über den Vortrag: Die etwa 2000 Arten umfassende Familie der Grabwespen ist durch auffallende prächtige Tiere besonders in den Tropen vertreten, die meisten hiesigen sind verhältnismäßig klein. Das Aussehen ist sehr verschiedenartig durch die Bildung des Hinterleibes: von der langgestielten Form bis zu einem kaum wahrnehmbaren Stiel bietet er alle möglichen Uebergänge. Für ihre Larven bauen sie Nester im Sande, im Lehmwänden, altem Holz u. dgl.; als Futter für ihre Brut tragen sie ein: Spinnen, Raupen, Fliegen, Bienen, Blattläuse usw., die sie vorher durch einen Stich lähmen, so daß sie bewegungsunfähig sind, jedoch weiter leben, daher nicht verfaulen. Ist das Nest beziehungsweise die Kammer des Nests gefüllt, so wird ein Ei hineingelegt, dann das ganze verschlossen. Die aus dem Ei sich entwickelnde Larve ernährt sich von den gelähmten Tieren, verpuppt sich, schließlich durchbricht die junge Wespe den Verschluß des Nestes. Trotz aller Vorsicht der Mutterwespe gelingt es Schmarozern (Fliegen, Schlupfwespen) doch häufig, vor dem Verschließen des Nestes an die Vorräte ein Ei zu legen; aus ihm entwickelt sich die Larve rascher als die der Grabwespe, verzehrt das Ei der letzteren sowie die Vorräte und wird zum vollständigen Insekt. Eine der häufigsten Grabwespen ist die Sandwespe (*Ammophila*), die man jetzt z. B. in der Haide auf Wegen und Gebüsch im Sonnenschein munter herumlaufen sieht: ein schlankes, bewegliches, schwarzes Tier mit etwas rot geflecktem langgestieltem Hinterleib; es fängt besonders Raupen, die es durch Gras und Gestrüpp mit bewunderungswürdiger Ausdauer zu seinem Neste schleppt. Auf dem breiten Waldwege vor der Semhütte ist ein Nistplatz der Knotenwespe (*Cerceris*), kenntlich an dem gelberingelten Hinterleib, dessen einzelne Ringe etwas knotenartig angeschwollen sind; ins Nest trägt sie hauptsächlich kleine Bienen. Dem Inker sehr unwillkommen ist der Bienenvolk (Philanthus), er überfällt sogar die wehrhafte Honigbiene auf den Blüten; ehe die Ahnungslose sich zur Wehr setzen kann, lähmt er sie durch einen Stich. Kleinere Grabwespen von vorherrschend schwarzer Farbe nisten im Holz, besonders Blattläuse eintragend; eine von ihnen, die Töpferwespe (*Trypoxylon*), teilt ihren Bau durch Lehmwände in Zellen und verschließt ihn mit Lehm. —

**Technisches.**

— Ein photographisches Notations-Vervielfältigungs-Verfahren wird von einem Mitarbeiter der „Voss. Ztg.“ beschrieben: In einem vom Tageslicht abgeschlossenen Raume wird bei dem matten Scheine rötlich schimmernder Lampionlaternen sogenanntes Notationspapier, das sich selbsttätig abrollt, in ein Gefäß geleitet, wo es durch die Aufnahme der Bromsilber-gelatine-Emulsion, auf der bekanntlich die Herstellung der jetzigen photographischen Trockenplatten beruht, seine Lichtempfindlichkeit erlangt. Diese Empfindlichkeit ist bekanntlich so gewaltig, daß schon ein Minimalteil einer Sekunde genügt, um eine photographische Belichtung eines solchen Papiers bewirken zu können. Vermittelt des Betriebes einer endlosen Kette erfolgt sodann der Transport dieses mit der betreffenden Emulsion behafteten Papiers durch einen Kanal, in welchem ein warmer Luftstrom wirksam ist, nach dem Belichtungsraum. Hier wird das Papier von höchst feinreich konstruierten Belichtungsmaschinen mit rotierenden Walzen aufgenommen, auf denen die vorher einer sorgfältigen Metouchierung unterworfenen photographischen Glasnegative, in eigenartige Rahmen eingefügt, in zweckentsprechender Weise angeordnet sind. Mit Hilfe einer elektrischen Vogenlichtanlage, die ein Licht von vollkommenster Gleichmäßigkeit und Beständigkeit zu spenden vermag, erfolgt die Belichtung des sich in gleichmäßiger Weise fortbewegenden Papiers stetig in dem Augenblick, wenn es die Rahmen mit den Glasnegativen passiert. Das in seiner ganzen Länge von etwa einem Kilometer mit unsichtbarem Lichteindrücken bedeckte Papier gelangt nun, ebenfalls in automatischer Weise, in die Entwicklungsmaschinen, taucht hier mehrfach auf und nieder in Gefäße mit jenen chemischen Flüssigkeiten, welchen die Kraft eigen ist, die den Bildern noch verschlossenen Bilder zur sichtbaren Erscheinung zu bringen. Nach erfolgter Abspülung des Papiers wird es einer Fixirung zugeführt, durch deren Einwirkung alle Bromsilberstellen, die nicht vom Lichte berührt worden sind, zur Auflösung kommen und das Bild die charakteristische Färbung erhält. Nachdem es einer erneuten Waschung unterworfen worden, wird es durch einen langen Kanal geleitet, der von einem heißen gereinigten Luftstrome durchzogen wird, um alsdann in völlig trockenem Zustande mechanisch aufgerollt und den Schneide-Apparat zugeführt zu werden. Die einzelnen Bilder, die entweder durchweg denselben Gegenstand darstellen oder auch, sofern Negative verschiedener Aufnahmen in die Belichtungsmaschine eingelegt wurden, photographische Reproduktionen mannigfacher Art darbieten, sind nun ohne weiteres verarbeitbar. Da eine Papierrolle von der angegebenen Länge gegen 40 000 Bilder in Cabinetformat aufnehmen kann, so wird die große Schnelligkeit dieser Vervielfältigung erklärlich. —

**Humoristisches.**

— **Enttäuschung.** „In Ihrer Bibliothek bin ich schon 'n paarmal eingegangen. Sie schicken mir immer Bücher mit so hübschen Titeln und wenn man sie liest, sind sie ganz anständig.“ —

— **Anschauungsunterricht.** (Minister zu Serenisimus): „Nur gewissenlose Heber behaupten, daß die Steuern eine Last für das Volk sind! Dieser Mann hier zum Beispiel zahlt die höchsten Steuern im Land, und doch ist ihm pudelwohl dabei!“ —  
(„Simpl.“)

**Notizen.**

— „**Ahmlose Helden**“, ein Totentanz von Paul Uffon, gelangt im Schauspielhaus zu Hamburg zur ersten Aufführung. —

— „**Einödschöfer-Konzerte**“ werden in diesem Winter unter der Leitung des Komponisten Einödschöfer im Alexanderplatz-Hotel gegeben werden. —

— „**Die Debütantin**“, eine Operette von Alfred Zamar, hatte bei der Erstaufführung im alten Leipziger Stadttheater einen schönen Erfolg. —

— Bei der letzten Sonnenfinsternis machte die nach Sumatra entsandte astronomische Expedition sehr günstige Beobachtungen. Eins der interessantesten Ergebnisse der mitgebrachten photographischen Aufnahmen ist eine merkwürdige lokale Störung, die sich in der Corona zeigt, als wenn eine ungewöhnliche Attraktion an dieser Stelle stattfände. Bei früheren Sonnenfinsternissen hatten augenscheinlich alle Einzelheiten der Coronabildung ihre Ursprung in der Sonne, und deshalb ist das diesjährige Phänomen von großer Wichtigkeit und mag zu einer genaueren Erkennung der Natur der Corona führen. Es ist bewiesen worden, daß die Form der Corona in bis jetzt noch unauflöslicher Weise von den Bedingungen der Aktivität der Sonne abhängt. Ein gleichmäßiger Zustand ohne Sonnenflecke scheint eine Corona mit großen flügelartigen Lichtstreifen in den äquatorischen Regionen und prachtvolle, aus Strahlenfarben bestehende Polarfächer, ähnlich denen des Nordlichts, zu erzeugen. Bei dem Vorhandensein von Sonnenflecken nimmt die Corona eine mehr symmetrische Form an, die unter dem Namen „**Sonnenblumen-Form**“ bekannt ist. Diesmal war die Sonne fleckenlos und die Corona infolgedessen äußerst prächtig. —